



Olivia Weibel: «Anna und wir». Roman. Edition Bücherlese, Hitzkirch 2014. 183 Seiten. Fr. 29.–

IM FALSCHEN LEBENSKLEID

«Diese Kacke. Wie lange leben wir jetzt eigentlich schon hier?», zischt Anna schneidend aus ihrer dicht über den Kopf gezogenen Kapuze hervor. Ihre Lippen haben einen bläulichen Farbton angenommen. Ihr Haar ist vom Platzregen durchnässt. Tropfen platschen. Vor Sylvie und Anna erstrecken sich die unwirtliche, durchnässte Wiese, das Tal, die Dorfdächer und der Kirchturm. «Überhaupt, wieso kann man sich nicht selbst aussuchen, wo man hingeboren wird? Wie ungerecht das ist!», fährt sie fort.

Der Erstlingsroman der im Kanton Zug aufgewachsenen Jungautorin Olivia Weibel, «Anna und wir», dessen Manuskript mit dem Preis der Zentralschweizer Literaturförderung 2011/2012 ausgezeichnet wurde, zeigt eindringliche Momentaufnahmen aus dem Innenleben einer Schweizer Familie. Die beiden Protagonistinnen, Sylvie und Anna, sind Zwillingsschwwestern. Ihre Ähnlichkeit erweist sich aber als Trugschluss. Hier die lebensstüchtige Sylvie, eine fleissige Schülerin, die schnell ihren Weg findet und eine Ausbildung zur Journalistin unternimmt. Dort Anna, die ihr Wesen kaum im Beruf, vielmehr im existenziellen Sein sucht und an ihre Existenz und das Leben mehr Fragen richtet, als sie Antworten findet.

In einer Arbeitsgesellschaft, die, wie es der Soziologe Max Weber formulierte, vom «Berufsmenschtum» beherrscht ist und die die individuellen Entfaltungsmöglichkeiten mit der beruflichen Sinnfindung gleichsetzt, stösst Anna mit ihrer seltsamen Fremdartigkeit auf Ablehnung und unüberwindbare Barrieren. Rasch wird sie für ihr Umfeld zum pathologischen Objekt. Für Anna aber regiert in ihrer Familie, ihrem Dorf und ihrem Land das Seelenlose, die Enge, das Tote. Durch sprachliche Nüchternheit und fragmentarische Andeutungen schafft der Entwicklungsroman einen narrativen Raum, der subtile zwischenmenschliche Bindungen eindrücklich ablichtet. Szenisch versiert stellt die Autorin Anna und Sylvie, ihre Kindheit und das frühe Erwachsenenalter an wechselnden Schauplätzen dar. Stets lauert in diesem düsteren Erzählkosmos scheinbares Unheil. Stets schwingt in der Diktion die Stimme der Vergeblichkeit mit, die Suche nach stillen Sehnsüchten und verstohlenen Erinnerungen. (bb)